

JOACHIM WANKE

Kirche-Sein in „gewendeter Zeit“

Seelsorgeerfahrungen aus Ostdeutschland

Auf Einladung der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz und des Linzer Priesterseminars sprach der Bischof von Erfurt bei der Thomas-Akademie am 20. Jänner 1998 über die Kirche und ihre pastorale Situation im Gebiet der ehemaligen DDR. Wie selten sonst standen die Christen, die Bischöfe und die Gemeinden, nach der „Wende“ vor Herausforderungen, in denen ständige Lernbereitschaft gefordert war und eine wirkliche Alternative zu einem vielseitigen Dialog nicht bestand. (Redaktion)

Am 3. Oktober 1990, dem Tag, an dem die politische Einheit zwischen Ost und West in Deutschland wirksam wurde, läuteten in Erfurt die katholischen Kirchenglocken. Ich erinnere mich noch sehr genau an diesen Tag – ein klarer, sonnenheller Herbsttag. Eine große Gemeinde hatte sich im Dom versammelt. Manche hatten feuchte Augen. „Daß wir diesen Tag noch erleben dürfen...“ Dankbarkeit und Staunen – das bewegte die Gläubigen und mit ihnen sehr viele Menschen unserer Stadt.

Jetzt, bald acht Jahre nach der „Wende“, ist Alltag in das Leben eingekehrt, manchmal sogar Enttäuschung. „Manches hatte ich mir doch anders vorgestellt...“ Und schnell werden die Stichworte genannt: Arbeitslosigkeit, Gewalterfahrung, Einsamkeit, Sinnverlust u.a. mehr, was Menschen belastet und quält. Hätten wir das Glockenläuten also doch unterlassen sollen?

Nein, und nochmals nein! Der friedliche Übergang vom alten DDR-System

in ein geeintes, freies Deutschland war und bleibt ein Geschenk an unsere Generation. Da gibt es nichts wegzuerklären und schlechtzumachen. Viele Bedingungen mußten zusammenkommen, um diese politische Wende zu ermöglichen. Und doch: Bei allen „Erklärungen“ bleiben die Ereignisse von 1989/90 für mich ein „Wunder“. Sie markieren besonders für uns Ostdeutsche einen Neuanfang, der – wie sich bald herausstellte – eben auch ein Neuanfangen unter Schmerzen ist. Das mußte freilich schon damals jedem nachdenklichen Menschen klar sein.

Auch für unsere katholische Ortskirche brachte die Wende mancherlei Veränderungen, äußerlicher und innerlicher Art. Die Nachwendezeit ist eine Art beschleunigter „Nachschulung“ für uns Christen, ein Schnelldkurs des lieben Gottes für „Christ-Sein unter den Bedingungen einer freiheitlichen, liberalen Gesellschaft“. Kein Wunder, daß wir DDR-Katholiken uns verwundert die Augen reiben. Denn wir waren zumindest in den letzten Jahren des DDR-Systems an unsere Nischen-Existenz gewöhnt und hatten uns darin mit einer gewissen Beschaulichkeit eingerichtet. Wenn ich das so sage, möchte ich nicht vergessen machen, was viele aufrechte Christen im DDR-Unrechtsstaat um ihres Glaubens willen ertragen und durchgestanden haben. Es gab Glaubensabfall und Anpassung, ohne Zweifel, aber es gab auch tapferes Bekennen und durchhaltende Treue zur Kirche, die oftmals bittere Konsequenzen für den Einzelnen hatten, beson-

ders für junge Leute in Ausbildung und Beruf. Doch davon soll jetzt nicht geredet werden.

Unser Augenmerk soll vielmehr auf seelsorgliche Erfahrungen gerichtet sein, die wir jetzt mit der gewandelten Situation machen. Dazu bedarf es eines kurzen Blicks auf die derzeitige Situation im Osten Deutschlands, in den sogenannten „neuen“ Ländern.

I. Was kennzeichnet die gegenwärtige Situation?

Ich nenne zwei mir bedeutsam erscheinende Stichworte:

– „Nachmodernisierung“

Die Wende brachte einen gewaltigen Schub an gesellschaftlicher Weiterentwicklung mit sich, eine gigantische Nachmodernisierung, die sich nicht nur äußerlich an den neuen Straßen, Eisenbahnlinien, Telefonnetzen und High-Tech-Fabriken beobachten läßt. Im Grunde ist es eine doppelte Nachmodernisierung: Zum einen müssen die Schäden, die der alte DDR-Staat hinterlassen hat, aufgearbeitet werden; zum anderen müssen die normalen „Modernisierungseffekte“ heutiger Industriegesellschaften verkraftet werden. Mit Schäden meine ich nicht nur die ökonomischen und ökologischen Flurschäden aus der Vorwendezeit, sondern noch mehr die geistigen und geistlichen Verwüstungen, welche die alte Ideologie und das SED-Gesellschaftsexperiment bei den Menschen hinterlassen haben: Verengungen, Unwissenheit, geistige Verkrüppelungen, Staatshörigkeit und Angepaßtheit, nicht zuletzt auch Defizite in religiöser Bildung und Praxis, alles in allem: eine Art kollektiver Hospitalismus, dem man nicht so schnell mit Geld und

technischem Know-how zu Leibe rücken kann wie einer darniederliegenden Industrie. Der ostdeutsche Normalmensch hat allerlei zu verkraften. Er muß vieles fast neu lernen und doch sein Selbstbewußtsein behalten. Er hat sich zwar die politische Freiheit erkämpft; aber er muß sich nun sagen lassen, wo es eigentlich „langgehen“ soll. Der Bevormundung der DDR entronnen, fühlt er sich von Zwängen der Marktwirtschaft eingeholt. Und diese lassen bekanntlich keine Gemütlichkeit zu! Ich sage es gern scherzhaft so: In einem geordneten Gefängnis gibt es eine gewisse Sicherheit, eine verlässliche Ordnung. Jeder weiß, wo er hingehört. Morgens geht die „Klappe“ auf und abends geht sie zu. Die Zelle ist warm, und mit größeren Überraschungen ist nicht zu rechnen.

Viele Phänomene im Osten Deutschlands erkläre ich mir als „Freisetzungsschock“, der einfach nicht mit der beschleunigten Nachmodernisierung zu Rande kommt. Voll beschäftigt mit der eigenen Existenzsicherung, verstärkt auf der Jagd nach irdischen Erfüllungen, auf die man so lange verzichten mußte, gleichsam nach dem „sozialistischen Utopie-Jenseits“ nunmehr auf das so verlockende marktwirtschaftliche Diesseits als Inbegriff aller Seligkeit „vertröstet“, zudem ständig in der Angst, irgendwo etwas zu verpassen, nicht mitzubekommen, benachteiligt zu werden – das erzeugt eine merkwürdige gesellschaftliche Stimmung, in der Nachdenklichkeit, Nüchternheit und Augenmaß oftmals auf der Strecke bleiben. Es bedarf schon einiger Standfestigkeit, um inmitten so zahlreicher gesellschaftlicher Turbulenzen, die uns die „Wende“ beschert hat, nicht aus dem Tritt zu kommen.

Und noch eine zweite, mehr atmosphärische Veränderung möchte ich nen-

nen, die noch stärker die Situation unseres seelsorglichen Arbeitens berührt:

– „Entfremdungsverdacht“

Was meine ich damit? Kirche und Christ-Sein sind bei uns jetzt nicht mehr dem Vorwurf der marxistischen Ideologie ausgesetzt, religiöser Glaube sei falsches Wunschdenken, lenke vom Aufbau des Sozialismus ab und sei deshalb entsprechend politisch zu bekämpfen. Sie stehen vielmehr unter dem Verdacht, vom Leben zu entfremden. Hieß es vor der Wende gleichsam staatlich verordnet: „Religion/Kirche/Christ-Sein verdirbt das Denken“, so heißt es jetzt: „Religion/Kirche/Christ-Sein verdirbt das Leben!“ (Daß Religion eine Möglichkeit von Bewußtseinserweiterung und sublimer Selbsterfahrung sein könnte, wird im Osten noch kaum praktiziert. Hier sind die Menschen noch mehr auf dem „Konsum-Trip“, weniger auf dem „Psycho-Trip“!)

Christ-Sein war auch zu anderen Zeiten dem Verdacht ausgesetzt, vom Leben zu entfremden. Das ist im Prinzip nichts Neues. Freilich, jetzt ist dieser Verdacht nicht mehr, wie zu DDR-Zeiten, ideologisch untermauert (frei nach der marxistischen Religions-theorie: Religiöser Glaube ist Projektion menschlicher Sehnsüchte an den Himmel), sondern dieser neue Verdacht ist von dem Nachholbedarf an Lebenshunger diktiert, den eine lange Abstinenz-Zeit produziert hat: Jetzt gilt es, das Leben auszukosten – und Christ-Sein, zumal in kirchlicher Bindung, stört da nur. „Genieße dein Leben! Verpasse nichts! Laß dir nichts ausreden und einreden! Das Leben ist viel zu schade, um es sich zum Beispiel durch Moralvorschriften vergällen zu lassen!“

Kirche und Seelsorge haben mit dieser dumpfen, oft unartikulierten Verdachtshaltung zu rechnen, die sagt: Wer sich auf Kirche und religiöse Praxis einläßt, verdirbt sich das Leben. Dem kommt entgegen, daß sich in unserer Gesellschaft ohnehin eine Mentalität der Verdächtigung, des latenten Mißtrauens ausbreitet. Diese gibt sich zudem oftmals als die wahre, der heutigen Zeit angemessene Moralität aus. Die wahren Moralisten stehen heute ja nicht mehr auf den Kanzeln, sondern sind beim Fernsehen, sitzen in den Talkshows, sind Kommentatoren und Kritiker bei den Zeitungen. Und „moralisch sein“ heißt hier: mit dem Zeigefinger auf andere zeigen. Zunächst einmal einen Verdacht äußern, eine Beschuldigung aussprechen. Es gibt – im Privaten bis hin zur großen Politik – eine „Entlarvungsmentalität“. Zuerst muß man vom Negativen ausgehen. Es gibt gleichsam ein gesellschaftliches „Affirmationsverbot“ (Hans Maier), das Verbot, „positiv“ zu denken, etwas zu bejahen, als gut oder wertvoll zu bekräftigen, es gar zu verteidigen, zum Beispiel den Wert der Familie, bestimmte Grundhaltungen wie Bescheidenheit, Treue, Ehrlichkeit oder gar christliche Frömmigkeit. Das wird dann als „kleinbürgerlich“ verschrien oder gar als „fundamentalistisch“, zumindest aber als lebensfeindlich.

In dieser geistigen Luft stehen jetzt auch bei uns Glaube und Kirche. Wir stehen unter einem Grundverdacht: Nicht mehr der marxistische „Projektionsverdacht“, sondern der „Entfremdungsverdacht“: Glaube und Kirche entfremden vom Leben, verderben das Diesseitsglück, spucken nur in die „Lebenssuppe“ und machen alles fade und grau. So ist die Lage – kein Wunder, daß der Heilige Geist unter uns so viel zu tun hat!

II. Was hilft uns (derzeit) seelsorglich weiter?

Zunächst einmal ist zu sagen, daß vieles im Alltag der Seelsorge einfach fortgeführt werden muß. Ob im Sozialismus oder jetzt in der Marktwirtschaft – die Grundaufgaben der Seelsorge bleiben uns erhalten: Den Gott Jesu Christi verkünden, ihn im Heiligen Geist in der Liturgie der Kirche und der „Liturgie“ des Lebensalltags feiern und preisen; miteinander (getreu dem Wort Jesu) barmherzig umgehen und in der Kraft der Liebe Christi uns und die Welt verwandeln – so konstituiert sich Kirche Jesu Christi zu allen Zeiten. Es gibt so etwas wie eine „cura animarum perennis“, eine durchhaltende Gestalt von Seelsorge, für welche die Aussagen der paränetischen Teile der Paulusbriefe heute und wohl auch morgen ebenso gelten wie damals im 1. und 2. Jahrhundert.

Dennoch ist zu fragen, ob es nicht auch für die Seelsorge „Zeichen der Zeit“ gibt, Herausforderungen eigener Art in der jeweiligen geschichtlichen Stunde, die es wach wahrzunehmen gilt. Ich versuche, solche Herausforderungen in drei Stichworte zu fassen.

1. Die veränderte Situation annehmen

Ich beginne mit einer scheinbaren Selbstverständlichkeit: Grundlegende Aufgabe unserer Kirche im Osten ist die Annahme, die wirklich innere Annahme der gewandelten gesellschaftlichen Situation. Manchmal sehe und bemerke ich das Gegenteil: ängstliche Abwehr des Neuen, nostalgische Rückschau auf das, was kirchlich gewesen ist, passives Verharren bei dem, was man gelernt hat und was nun so merkwürdig wirkungslos ist, pastoral zumindest nicht mehr so greift, wie man es in der Vergangenheit gewohnt war.

Für unsere Ortskirchen im Osten bringt der Prozeß der gesellschaftlichen Freisetzung der Menschen beschleunigt jene Erfahrungen mit sich, die man kirchlicherseits im Westen in den vergangenen Jahrzehnten hat machen können. Seelsorge in einer offenen, liberalen Gesellschaft, Kritik an vorgegebenen kirchlichen Verhaltensmustern, Abschmelzen der religiös-konfessionellen Milieus und Nachlassen der prägenden Kraft von Traditionen, eine starke Subjektivierung des Glaubensvollzugs, zum Teil bereits verbunden mit öffentlicher Kritik an der Institution Kirche, ein „Auswahlchristentum“, das sich vor Verbindlichkeiten drückt – dieses und vieles andere mehr wird jetzt auch unsere kirchliche und seelsorgliche Erfahrung im Osten. Sicherlich hatten wir bislang durch den ideologischen Druck und die zuge-spitzte atheistische Prägung der DDR-Gesellschaft weniger mit anderen Problemen zu tun als die Ortskirchen des Westens, etwa mit einem verblassenden „Kulturchristentum“, dessen atheistischer Kern unter religiöser „Folklore“ verdeckt ist. Mehr und mehr bröckelt diese Art christlicher Bürgerlichkeit auch in traditionell katholischen Gegenden ab. Nicht zuletzt durch den Hinzutritt des kirchenfern gewordenen Ostens zum gesamten Deutschland wird diese Entwicklung noch mit einem kräftigen Schub versehen.

Doch muß man ehrlich sagen: Es gab auch Engführungen und Blindheiten unseres kirchlichen Lebens im Osten, die jetzt nach der Wende deutlicher ans Licht treten. Ich nenne beispielsweise eine stark innerkirchliche, auf die Pfarrgemeinde beschränkte Ausrichtung des kirchlich-katholischen Lebens. Das war sicherlich mitbedingt durch den Außendruck, dem unsere

Gemeinden und jeder praktizierende Katholik ausgesetzt waren. Dieser Außendruck produzierte eine Art „Schulterschlußmentalität“, in der man sich in der Pfarrgemeinde gegenseitig stützte und stärkte – aber eben auch manchmal nur selbst wärmte. Ich bin freilich sehr vorsichtig im Urteil; zum einen, weil ich als Bischof in der alten DDR ohnehin nicht allem und jedem ausgesetzt war, was ein Katholik im Profanberuf und unter den Zwängen der Partei zu ertragen hatte; zum anderen, weil ich um die geheime, oft nicht sonderlich öffentlichkeitswirksame, aber doch so kraftvolle Ausstrahlung vieler aufrechter katholischer (und evangelischer) Christenmenschen in die alte DDR-Gesellschaft hinein weiß und diese von niemandem jetzt zerredet wissen will.

Dennoch gilt es aber durchaus kritisch manche Blindheiten beziehungsweise Unvollkommenheiten unseres Kirche-Seins und unseres Glaubenslebens einzugestehen, die sich jetzt schmerzhaft auswirken, etwa die nur unzureichende Auseinandersetzung mit der „Welt“, die ja nicht nur eine DDR-Welt, eine „Partei-Welt“ war. Wir müssen erst mühsam lernen, wie Glaube und kirchliches Leben in den politischen und allgemein gesellschaftlichen Bereich hineinwirken kann, über das Zeugnis des Einzelnen hinaus. Wir haben zu wenig Erfahrung mit der Buntheit und Vielgestaltigkeit eines kirchlich-katholischen Lebens, wie es sich nach dem Krieg in der alten Bundesrepublik entwickeln konnte und – etwa im Bereich der Verbände, aber auch im Bildungsbereich, in Kunst und Literatur und Publizistik – fruchtbar wurde. Schon allein um dieser Öffnung willen, die für die Glaubensexistenz wichtig ist, freue ich mich auch als Seelsorger über das Ende der alten

DDR. Es bestand die Gefahr, daß wir uns an die alten Verhältnisse in gefährlicher Weise gewöhnt hätten!

So gilt auch für unsere Kirche, was von der Gesellschaft im Osten insgesamt zu sagen ist: Es gibt einen Bedarf an „Nachmodernisierung“, der derzeit manche Turbulenzen auslöst und auch weiterhin auslösen wird. In dieser Situation ist es zunächst einmal wichtig, nicht den Blick nostalgisch rückwärts zu richten, um unserer kirchlichen Vergangenheit nachzutrauern. Dazu haben wir keinen Grund. Es gibt Dinge in unserem östlichen kirchlich-katholischen Leben, die wir gerne vorzeigen, beispielsweise eine starke Verbundenheit zwischen den Seelsorgern und Gemeinden, eine selbstverständliche Kirchlichkeit unserer Gläubigen und eine hohe Bereitschaft zu ehrenamtlicher Mitarbeit. Vieles mag auch mittelmäßig gewesen sein und manches zum Schämen. Auch das gehört zu uns.

Aber zunächst und vor allem gilt es jetzt Lernbereitschaft zu zeigen, wie das Evangelium nicht nur auf „mitteldeutsch“, sondern „bundesrepublikanisch“ zu buchstabieren ist. Darin konzentriert sich mein Bemühen als Bischof, meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Seelsorge und Caritas, aber auch den Gläubigen insgesamt angesichts der neuen Situation zu sagen: Eine größer gewordene Freiheit ist auch eine größer gewordene Chance für das Evangelium und für eine glaubwürdige Weise des Christseins. Das ist freilich eine Grundentscheidung theologischer Art: Hinter den Freisetzungsphänomenen der Moderne steht nicht allein ein prometheischer, gleichsam gottfeindlicher Wille des Menschen zur Selbstbehauptung, sondern hierin erkenne ich die Fortführung einer Linie, die im Evangelium selbst angelegt ist.

Gott ist es, der in der immer umfassenderen Freisetzung des Menschen die größere Glaubenshingabe seiner Geschöpfe ermöglicht und damit die Schöpfung an ihr eigentliches Ziel führen will.

Diese Überzeugung christlicher Anthropologie und Schöpfungstheologie beinhaltet ein pastorales Programm, das wir wohl jetzt in Ost und West gemeinsam neu – vielleicht unter Schmerzen – bejahren und Gottes Vorgaben gemäß ausgestalten müssen. Ich bringe die dafür notwendige Grundhaltung gern auf die Formel: Was nicht in Freiheit gedeiht, gedeiht überhaupt nicht – auch nicht in der Nachfolge Christi! Zugegeben: Freiheit bringt immer „Zugluft“ mit sich, in der man sich tüchtig erkälten kann. Man kann in der Tat manche Entwicklungen in unseren Gemeinden mit Sorge sehen. Aber wir sollten uns davon nicht fixieren lassen.

Gott geht mit unserer Ortskirche derzeit so um wie auch Eltern mit ihren heranwachsenden Kindern. Sie entlassen sie, vielleicht ängstlich und besorgt, aber letztendlich dennoch entschlossen in die Freiheit. Denn nur so finden junge Menschen zu sich selbst. Wahre Liebe erdrückt den anderen nicht, sondern setzt ihn frei. So macht es Gott mit uns. Und die richtige Antwort auf Freisetzung ist nicht ängstliches Verharren in alten Geborgenheiten, die immer auch Abhängigkeiten sind, sondern das verantwortungsvolle und zupackende Ja-Sagen zu dem, *was* jetzt und *wie* es jetzt gefordert ist.

Auf diese einfache Einsicht hin wird mir die gegenwärtige geschichtliche Stunde unserer Ortskirchen im Osten transparent – eben als „Zumutung“ Gottes, der sein „pilgerndes Volk“ auch heute begleitet.

Eine zweite Herausforderung für unsere Seelsorge in dieser gewandelten Situation:

2. Das Evangelium Jesu Christi in den Blick rücken

Ich verweise auf eine Erfahrung, die uns doch sehr erschrecken läßt: die Unkenntnis der Menschen bezüglich der Mitte dessen, was unseren christlichen Glauben ausmacht. Es gibt nicht nur Kirchenfremdheit in unserem Land, sondern noch mehr und gravierender eine „Evangeliums-fremdheit“, die nicht weiß, worum es im christlichen Glauben eigentlich geht.

Rein äußerlich brachte die Wende mancherlei Offenheit für kirchliches Wirken in der Gesellschaft mit sich. Religiöse und kirchliche Themen sind nicht mehr tabu. Die Kirchen können in die Öffentlichkeit hinein wirken und an Plätzen arbeiten, die uns vorher ganz verschlossen waren, etwa in den Schulen, im Fernsehen, in den Kasernen. Doch stelle ich gleichzeitig fest, daß die Kirche(n) mehr und mehr in die Rolle eines gesellschaftlichen „Schmiermittels“ gedrängt werden. Das klingt dann so: „Ja, es ist gut, daß es die Kirchen gibt! Sie sollen sich durchaus nützlich machen, besonders auf dem Gebiet der Caritas und Diakonie, evtl. auch als Verein für Kulturpflege im weitesten Sinn, u.a. auch einmal als gesellschaftliche ‚Feuerwehr‘, wenn es irgendwo brennt. Mehr aber auch nicht!“ Sicher: Caritas und Kulturpflege sind *auch* Aufgaben der Kirche. Aber letztendlich muß es das wichtigste Anliegen der Kirche sein, sich von ihrer zentralen Botschaft her, dem Evangelium, als sinnstiftende und lebensorientierende Größe zu präsentieren. Kirche wird im Bewußtsein der Öffentlichkeit mit mancherlei in Verbindung gebracht:

mit Caritas und Schulen, mit Kulturarbeit, mit Lebensschutz und Friedensarbeit. Das ist gut so. Aber in diesen Aktivitäten muß das Evangelium „transportiert“ werden.

Caritative Aktivitäten der Kirche sind bei uns im Osten durchaus wichtige Kontaktmöglichkeiten für Menschen, die sonst kaum mit Kirche in Berührung kommen. Unser Erfurter Katholisches Krankenhaus zum Beispiel war in kommunistischer Zeit für alle Erfurter ein „Begriff“, und so mancher Funktionär hat sich gern dort als Patient behandeln lassen. Freilich darf uns das nicht von der Frage abhalten: Was tun wir, damit wir dem eigentlichen Profil unserer Kirche, Träger, „Gefäß“ und Resonanzraum des Evangeliums Jesu Christi zu sein, immer besser gerecht werden? Erfahren unsere Erfurter Patienten in unserem Krankenhaus wirklich etwas vom Geist des Evangeliums?

Dazu wäre viel zu sagen und zu bedenken. Im letzten geht es um die geistliche Umkehr der Kirche insgesamt. Da sollten wir nicht auf Rom starren und meinen, von dorthier könnten die entscheidenden Impulse für die Erneuerung der Kirche kommen. Der Petrusdienst ist für die Einheit und den Zusammenhalt der Kirche da, nicht für die geistliche Erneuerung der Kirche. Dafür sind wir zuständig.

Darum ist jetzt von den Hirten der Kirche, aber auch von allen, die ein Gespür für die eigentliche Identität der Kirche haben, Klugheit und Wachsamkeit, besonders auch die Gabe der „Unterscheidung der Geister“ gefordert. Wir müssen den geistlichen „Grundwasserspiegel“ unserer Gemeinden und Ortskirchen heben – dann wird auch manches wieder neu zum Blühen kommen.

Mancher wache katholische Christ, der seine Kirche liebt, fragt sich besorgt: Was ist mit unserer Kirche los? Gerade wir Katholiken in den neuen Ländern Ostdeutschlands erschrecken oft über den Streit und die Polemik, die nicht nur gegen, sondern auch innerhalb unserer Kirche losgebrochen sind. Jeder kritisiert jeden; jeder weiß, wie der beste Weg in die Zukunft aussieht. Die einen werfen Papst und Bischöfen Verrat am letzten Konzil vor, andere verwerfen mehr oder weniger das ganze Konzil und wollen wieder zu einer vorkonziliaren Kirche, zu einer trutzigen „Wagenburg-Kirche“ zurück. Und zwischen beiden Extremen gibt es noch jede Menge anderer Positionen, die sich alle für unfehlbar halten.

Manch einfacher Christenmensch (und einfacher „Landbischof“ im Osten Deutschlands) fragt sich in diesem Getümmel, ob das noch die Kirche Jesu Christi ist, die ihm in alten DDR-Kampfzeiten Heimat und Zuflucht gewesen ist. Geht uns in der Kirche der Geist aus? Was will der Geist Gottes uns ins Gedächtnis rufen? Ich erinnere an die Aussagen über den Parakleten, den „Geistbeistand“ im Johannesevangelium. Der Geist hilft der Kirche, am Wort Jesu festzuhalten!

Mich tröstet, daß Tag für Tag, Sonntag für Sonntag in unseren Gottesdiensten aus den Evangelien gelesen wird. Mich ängstigt, daß wir hören und doch nicht hören, verstehen, aber doch nicht begreifen – solche Worte zum Beispiel: „Suchet zuerst das Reich Gottes, alles andere wird euch dazugegeben!“ – oder: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!“ – oder (zu uns Bischöfen, Pfarrern und Theologen gesagt): „Wenn einer der Erste sein will, so sei er von allen der Letzte und der Diener aller!“

Solche Worte konstituieren Kirche – eine Kirche, die auf Gott setzt, auf ihn wartet und hofft; eine Kirche, die weiß, daß auch der Gerechte Erbarmen braucht; eine Kirche, die nicht Herrin, sondern Dienerin sein will – in jedem von uns, dort wo er steht.

Das Wort Jesu hat eine klärende, reinigende und aufbauende Wirkung. Wir müssen es nur aufnehmen – mit wachen Sinnen, mit dem Herzen – und ihm im Alltag unseres Lebens Raum und Wirkung geben. Ob dann nicht manche Kleinkariertheit, manche Besserwisserei und manches Räsionieren in der Kirche ein Ende fände?

Ich sage es ganz konkret: Die Pfarrei, die keine Anbetungsstunde mehr auf die Beine bringt, wird auch mit Gartenfesten und Würstchen-Grillen keine Menschen anlocken; die Seelsorger, die ihren Herrn nicht auch in der Verborgenheit des stillen Kämmerleins suchen und sein Wort meditieren, werden ihn nicht glaubhaft von den Kanzeln verkünden; und das katholische Haus, die katholische Einrichtung, welche die Mitarbeiter nicht zum Gottesdienst und um das Wort Gottes sammeln kann, wird bald nicht mehr unterscheidbar von anderen Dienstleistungs-Anbietern auf den Märkten dieser Welt.

Wir müssen als Kirche – jeder einzelne von uns und wir gemeinsam in den unterschiedlichen Lebensbezügen – geistlich profiliert bleiben beziehungsweise noch mehr geistliches Profil gewinnen. Ich sage jetzt oft unseren Katholiken im Osten Deutschlands: Zeigen wir mehr Flagge! Haben wir mehr Vertrauen, daß auch ein ungläubiger Tischgast ein Tischgebet bei Christen in Ordnung findet. Und daß Besuch, der uns am Sonntag überfällt, vielleicht sogar einmal zur Kirche mitgeht, statt uns zu veranlassen, unser

Sonntagsprofil zu verleugnen. Betrügen wir unsere Zeitgenossen nicht um Gott – sie sind angewiesen darauf, durch uns aufmerksam zu werden auf das wahre Geheimnis ihres Lebens. Und das finden sie nicht im pausenlosen Unterhalten-Werden, im Glauben an Horoskope und den Lauf der Sterne oder bei obskuren Sekten. Sie finden das nur im Wort Gottes und in der Gemeinschaft mit Jesus Christus.

Um den Problembereich „Kirche und Politik“ anzusprechen: Ich bin beispielsweise froh, daß die katholischen Pfarrer bei uns einen gesunden Abstand zur konkreten Politik vor Ort halten, wohl wissend, daß sie Seelsorger für Christen in allen demokratischen Parteien sein müssen. Bei Einweihungen von Banken und Supermärkten halten wir uns kirchlicherseits im allgemeinen auch zurück, was manchmal einen aufrechten bayerischen oder rheinländischen Banker oder Geschäftsmann verunsichert. Doch wenn dieser eine Zeitlang im Osten gelebt hat, versteht er unser Verhalten. Das hat nichts mit Ängstlichkeit zu tun. Doch es kommt immer darauf an, wo und wie sich Kirche in der Öffentlichkeit präsentiert. Es gibt jetzt gottlob viele nützliche, bislang nicht mögliche Gelegenheiten, seelsorglich Menschen auch außerhalb der Kirchenmauern zu begegnen, zum Beispiel in Schulen, in Kasernen, durch die Medien. Diese Möglichkeiten nehmen wir als Seelsorger durchaus wahr. Unsere Vorsicht ist allein von der Sensibilität gespeist, bei niemandem und nirgendwo den alten marxistischen Verdacht zu nähren, Kirche wolle sich aus bloßem Eigennutz heraus breitmachen. Das Evangelium Christi darf nicht verdunkelt werden.

Immer und überall, wo wir als Bischöfe, als Pfarrer oder sonstwie im amt-

lichen kirchlichen Auftrag stehen, soll gelten: Kirche muß immer als Kirche erkennbar bleiben, am Evangelium Jesu Christi orientiert, an der Treue zu seinem Wort, also auch, vielleicht sogar oft „sperrig“ Zeittrends und gesellschaftlichen Erwartungen gegenüber. Kirche muß nicht „Motor der Moderne“ sein. Da müßte sie auch deren Torheiten mitmachen! Sie sollte eher so etwas sein wie ein „Widerlager der Moderne“, an dem sich Entwicklungen reiben, aber auch läutern können. Für unsere Ortskirche in Thüringen bedeutet das: Ich versuche, unsere Kräfte auf den religiösen Auftrag unserer Kirche zu bündeln, was nicht heißt, nicht auch einmal eine „Suppenküche“ für Nicht-Seßhafte einzurichten. Einladende Gottesdienste, Glaubensverkündigung in verständlicher Sprache und abgestützt durch eine offene, dialogbereite und dialogfähige Pastoral, aber auch zeichenhafter, konkreter Dienst am Nächsten sollen weiter die Mitte unseres kirchlichen Lebens bilden.

Eine dritte Aufgabe unserer Ortskirche zeigt sich mir angesichts der gegenwärtigen Erfahrungen:

3. *Die Christusnachfolge als „Freisetzung“ des Menschen vermitteln*

Hierzu ist noch einmal an die gewandelte geistige Situation im Osten anzuknüpfen. Unsere Kirche im Osten hat es jetzt nicht mehr mit dem Verdacht der alten DDR-Ideologie zu tun: Glaube und kirchliche Praxis verderben das *Denken*, sondern mit dem Verdacht, der in der liberalen, offenen Gesellschaft seinen Nährboden hat: Glaube und kirchliche Praxis verderben das *Leben*, machen es unfrei, unwahrhaftig, zumindest engen sie es ein und machen es verdrießlich. Hier liegt m.E. unser kirchlicher „Hase im Pfeffer“, und das

nicht nur bei uns im Osten. Aber wie reagieren?

Man mag zu dem jüngst erfolgten Umbruch in den Ländern Osteuropas stehen, wie man will, aber das Ende der alten politischen Systeme wäre nicht denkbar gewesen ohne dieses tiefe Verlangen der Menschen, endlich die Bevormundungen durch die alten Staatsparteien abzuschütteln. Daß sie dabei alte Zwänge teilweise gegen neue Zwänge eingetauscht haben, sei nur am Rande vermerkt! Dennoch ist das, was am Ende unseres Jahrhunderts wie ein mächtiger, lange aufgestauter Strom sich im Osten Deutschlands und auch Europas Bahn gebrochen hat, der Ruf nach Freiheit und Selbstbestimmung, ein deutliches Zeichen der Zeit.

Nun werden manche sagen: Gerade dieser Ruf nach Freisetzung des Menschen, nach Autonomie ist doch das Grundübel unserer Zeit. Muß man dem nicht energisch entgegenwirken, ja es als Einfluß böser Mächte entlarven? Ich setze eine Erfahrung aus unserer alten DDR-Zeit dagegen: Gerade die Erfahrung zwanghafter Strukturen in Politik und Gesellschaft hat unseren jungen Christen geholfen, das Evangelium und die Einladung zur Nachfolge Christi als Freisetzung zu erfahren. Wer sich an Christus und die Kirche gehalten hat, war fähig, dem Druck zur Anpassung an das System zu widerstehen. Er konnte die Lügen und Halbwahrheiten der alten Ideologie durchschauen und erkennen, welche Wahrheit wirklich frei macht. Ich will das nicht idealisieren. Es gab auch Untreue und Abfall in unseren Gemeinden. Aber es ist doch gelungen, jungen Menschen den Gottesglauben und kirchlich geprägte Lebenspraxis als echte „Freisetzung“ zu vermitteln. Und darauf kommt es mir in diesem Zusammenhang an.

Mitunter gibt es bei manchen unserer Pfarrer noch eine Sehnsucht nach den Pastoralverhältnissen der alten DDR-Zeit. Sie sagen, früher sei alles doch übersichtlicher und klarer gewesen. Der ideologische Gegner habe uns die Leute „bei der Stange gehalten“. Die neuen Freiheiten brächten nur „Zugluft“ in die Kirche. Wir sollten deshalb die Türen und Fenster schließen und uns von der bösen Welt abschotten. Aber eben dies halte ich für eine falsche pastorale Wegweisung. Es gibt in der heutigen vernetzten und verkabelten Welt keine Gettos mehr, auch nicht für die Jünger Jesu. Heute darf die pastorale Losung nicht heißen: wegschauen, sich-abschotten, sondern: genauer hinschauen, kritischer werden, „die Relativierer selbst relativieren“ (nach einem Wort von Peter L. Berger).

Der heutige Ansatz für die Vermittlung christlicher Grundhaltungen müßte m.E. die Erfahrung sein, daß die Zwänge und Nivellierungen einer bloß marktwirtschaftlich bestimmten Gesellschaft ebenso unfrei machen wie der Uniformismus des alten Sozialismus.

Im Blick auf unsere Jugend, über deren Verhalten wir uns manchmal sorgen, frage ich: Ist unsere Jugend zu kritisch? Mein Wunsch wäre: Sie müßte noch kritischer sein, kritisch gegen alles, was sie kaputt machen will, was ihre Sehnsüchte politisch manipulieren und ihre Liebesfähigkeit kommerziell ausbeuten will.

Ich bin traurig darüber, daß es unserer, auch meiner Verkündigung so schlecht gelingt, etwa in der Sexualethik christliche Grundhaltungen als Hilfen zur Freisetzung zu vermitteln. Wir fixieren uns auf Randprobleme, wir lassen uns festnageln auf Pille und Kondomgebrauch. Dabei käme es bei 99 Prozent

unserer jungen Leute darauf an, ihnen ein Gespür dafür zu vermitteln, daß Hingabe den Schutzraum der Treue braucht, daß Beziehungen dort gelingen können, wo man wahrhaftig ist und in der Selbstlosigkeit wächst. Es gibt Bindungen, die nicht nur binden, sondern auch „freisetzen“, so wie zum Beispiel ein Kletterseil mich zwar bindet, aber mich eben auch sicher in die Höhe steigen läßt!

Natürlich wäre das Stichwort „Christusnachfolge als Freisetzung“ noch in mancherlei Hinsicht durchzubuchstabieren. Damit ich nicht mißverstanden werde: Die in Christus zu gewinnende Freiheit schließt immer auch das Kreuz ein, Kriterium ihrer Inanspruchnahme ist die Kraft zur Selbstlosigkeit und die Bereitschaft zur *oikodomè*, zur „Auf-erbauung“ des anderen, wie Paulus sagt. Die Berufung auf die Freiheit als „Deckmantel für das Böse“ ist Ideologie, wie schon der 1. Petrusbrief weiß (1 Petr 2,16). Dennoch sollten wir unsere Seelsorge so konzipieren, daß christliches Leben als „Freisetzung“, als Existenz der „ersten Freigelassenen der Schöpfung“ in den Blick kommt (nach einem Buchtitel von Jürgen Moltmann).

Ich tippe nur einige gegenwärtige Spannungsfelder in unserer Kirche an:

- Demokratie mag ein kirchlich mißverständliches Wort sein, aber gibt es nicht ein berechtigtes Verlangen nach Partizipation, nach verantwortlicher Mitgestaltung in der Kirche? Nicht jeder Ruf nach Mitgestaltung darf als Aufsässigkeit verketzert werden. Aber wer mitgestalten will, muß etwas einsetzen können: Liebe zur Wahrheit, Fähigkeit zur Selbstkritik, Bereitschaft, die „Schwachen“ zu ertragen und mitzutragen.

- Stichwort Frauenemanzipation: Gal 3,28 ist ein Satz, den wir in der Kirche noch lange nicht eingeholt haben: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“. Reden wir eigentlich als zu Christus Bekehrte über die Frauenfrage – oder reden wir über die Verteilung von Macht: Wer hat wem was zu sagen? Die tiefere Besinnung auf das, was die geschlechtliche Ausprägung eines Menschen in der Sicht des Glaubens bedeutet, steht als Thema dringlich auf der kirchlichen Tagesordnung. Müssen wir aber dabei alle Unsinnigkeiten nachreden, die heute im Schwang sind? Oder ließe sich davon nicht auch im Kontext christlicher, evangeliumsgemäßer Emanzipation reden?
- Und schließlich als weiteres Beispiel: Ist Ökumene Machtkampf um kirchliche „Marktanteile“ – oder ein heiliger Wettstreit, immer mehr und tiefer Christus zu gehören und so füreinander Freiheit zu einer tieferen Gemeinsamkeit der Konfessionen zu gewinnen?

Noch manches andere Stichwort des konkreten kirchlichen Lebens wäre hier zu nennen. Die genannten Beispiele mögen hinreichen, eine Denkweise anzudeuten, die eine Art Grundeinstellung unserer Seelsorge, unseres Kirche-Seins insgesamt werden sollte. Meine seelsorglichen Erfahrungen in der DDR-Zeit und jetzt in der „gewendeten Zeit“ weisen mich in diese Richtung.

Die Kirche hat heute letztlich die gleichen „Aussichten“ wie damals vor der Wende. Sie kann ein Licht anzünden

dort, wo Menschen mit ihren künstlichen Ersatzlichtern nicht mehr zufrieden sind. Das bedarf großer Geduld, einer gläubigen Gelassenheit und einer souveränen Unaufgeregtheit, vor allem aber bedarf es eigener Lauterkeit und Wahrhaftigkeit. Natürlich freue ich mich als Bischof über manche neue Möglichkeiten kirchlichen Wirkens in dem nun offenen, demokratischen Staat Bundesrepublik. Dafür sind wir alle dankbar. Doch ich bin realistisch: Was in der alten Bundesrepublik an kirchlichen Einwirkungsmöglichkeiten in die Gesellschaft hinein mehr und mehr verblaßte, wird auch jetzt im Osten nicht so greifen, wie manche „Kirchenstrategen“ im Westen sich das denken. Dort, wo Eltern nicht mehr zu Hause beten, hilft auch schulischer Religionsunterricht dem Gottesglauben nicht auf. Dort, wo Worte und Bilder immer lauter und greller werden, bewirkt auch die kirchliche Präsenz in den Medien herzlich wenig. Und wo christliche Politiker nicht mehr wagen können, den Wählern von morgen auch unbequeme Wahrheiten zu sagen, hilft das beste Grundgesetz aller Zeiten nicht weiter.

Es ist ein Fehltritt zu meinen, unsere Freiheit, unsere Zukunft als Kirche könnte vom Staat oder der Gesellschaft garantiert werden. Die gesellschaftlich abgesicherte Freiheit für die Kirche ist ohne Zweifel wichtig, doch entscheidend und diese Freiheit erst wirklich ausfüllend ist jene Freiheit, die die „Kinder Gottes“ mit ihrem ganzen Leben bezeugen. Wenn unsere Ortskirchen im Osten solche „freien Menschen“ in ihren Gemeinden sammeln und für ihr Lebenszeugnis zurüsten, ist mir um unsere kirchliche Zukunft nicht bange.